

---

# Dokumentation I

## Reise nach Frankfurt (Anfang April 1945)\*

---

Am 29.3.1945 begannen US-Truppen, Frankfurt am Main zu besetzen. Am Morgen des 30.3. kam der Verfasser dieses - wie es in einem Beischreiben heißt - „brillanten Berichts“<sup>1</sup> mit einer Sondereinheit, die offenbar bestimmte Akten großer Industrieunternehmen beschlagnahmen sollte, in die Stadt und konnte die allerersten Reaktionen führender Industrieller auf die Ankunft des Siegers registrieren und ihre Lebensumstände mit denen der DPs<sup>2</sup> und in der „Totenstadt“ Frankfurt-Mitte vergleichen. Der nur am Anfang um einige Itinerarangaben gekürzte geheime Bericht stammt von Robert Thompson Pell, 1902 in New York geboren, Journalist und (zeitweise Presse-)Referent in verschiedenen diplomatischen Funktionen vor allem in Frankreich (1929-1936, 1947/48) und in der Europaabteilung des Außenministeriums, seit 1944 in Murphys Stab bei SHAEF, seit 16.3.1945 sein Pressereferent. Pell war später u.a. Redakteur und Herausgeber der Europa-Ausgabe einer amerikanischen Zeitung.

Als wir nach Frankfurt kamen, war unser Ziel der Hauptsitz der IG-Farben<sup>3</sup>; aus unseren Unterlagen ging hervor, daß es das größte Gebäude in der Stadt sei und das Hauptgeschäftsviertel überrage. Wir entschieden uns, beim Excelsior gegenüber dem Hauptbahnhof zu beginnen; dort sollte das Hauptquartier der „T-Force“<sup>4</sup> sein. Wie sich herausstellte, war das eine kluge Vorsichtsmaßnahme, denn dort erhielten wir Erkennungskarten der „T“-Force und das Losungswort, ohne die wir wohl von einem schießfreudigen GI erschossen worden wären. Wir erhielten genaue Anweisungen vom diensthabenden Offizier der „T“-Force, wie wir vorgehen sollten, und arbeiteten uns zu unserem Ziel vor, das das Zentrum eines Widerstandsnestes war. Kurz bevor wir eintrafen, hatten jedoch die GIs das Gebäude gestürmt und begonnen, aufzuräumen - und aufgeräumt haben sie wirklich: Die Zerstörung, die wir beim Betreten vorfanden, war unbeschreiblich. Sie hatten jeden Tisch in dem Gebäude umgestürzt, die meisten Stühle und sicherlich alle Fenster zerbrochen. Ein großer Teil der Akten war auf den Boden gekippt, und sie hatten ziemlich amateurhaft versucht, die Safes aufzubrechen. Der Bau war ein fürchterliches Durcheinander von zerbrochenem Glas, zerbrochenen Möbeln, zerbrochenen Türen und gebrochenen Leuten, und wir hatten es verteuftelt schwer, den Weg durch die Trümmer zu unserem eigentlichen Ziel zu bahnen.

---

\* Auszug aus: Ulrich Borsdorf und Lutz Niethammer (Hrsg.): Zwischen Befreiung und Besetzung. Analysen des US-Geheimdienstes über Positionen und Strukturen deutscher Politik 1945, S. 145—155. Wir danken dem Hammer-Verlag, Wuppertal, für die Genehmigung zum Abdruck.

1 Robert T. Pell an Ambassador Murphy v. 5.4.1945, mit Kommentar S.B. Redecker an Mr. Heath v. 17.4.1945, als Anlage Murphy an Secretary of State v. 23.4.1945 (NA Dipl. Papers 740.00119 Control, Germany) 4-2345 CS/D Confidential File.

2 DPs steht für „displaced persons“ (z. B. Flüchtlinge, Heimatvertriebene).

3 Die IG-Farben, ein Chemiekartell, wurde nach 1945 (im Westen) entflochten zu: Farbenfabrik Bayer, Farbenwerke Hoechst und Badische Anilin- u. Sodafabrik (BASF).

4 T-Force heißt „Task-Force“, eine Spezialeinheit, die für zeitlich begrenzte Sonderaufgaben eingesetzt wurde.

Durch einen glücklichen Zufall waren wir sehr erfolgreich und markierten noch andere Stellen wo eine „Schatzkammer“ sein konnte. Das alles dauerte seine Zeit; die kämpfenden GIs waren mittlerweile zu anderen Zielen vorgerückt und eine Wache der „T“-Force mit einem Feldwibel und mehreren Soldaten hatte das Gebäude übernommen. Im Keller gab es noch einen verschreckten Deutschen; es stellte sich heraus, daß er der Wachmann der Firma war. Er hatte die Befehle des Herrn Direktors befolgt, durch dick und dünn auszuhalten, war in seinem Raum eingeschlossen worden und durfte so dort bleiben. Er war der erste Deutsche, mit dem wir persönlichen Kontakt hatten. Er war natürlich sehr verschüchtert und insofern auch sehr hilfsbereit. Er sagte, er böte jede Hilfe an, wenn er nur bleiben dürfe, denn er hatte Befehl von seinem Vorgesetzten zu bleiben, und es würde ihm schlecht ergehen, falls er wegginge. Wir sagten ihm, er solle sich sofort aufmachen und einige Direktoren der IGF herbeischaffen. In aller Ruhe nahm er das Telephon, das damals noch funktionierte, und rief ein halbes Dutzend der Herren Direktoren an; diese sagten, sie würden ja kommen, aber da seien immer noch so viele Kämpfe und mit dem Verkehr sei es so schwierig: ob wir nicht einen Wagen schicken könnten? Wir stimmten dummerweise zu (es war unsere erste Erfahrung mit dem Herrenvolk) und schickten unseren Fahrer, um sie zusammenzuholen. Bald hatten wir ein halbes Dutzend beim Pförtner im Keller.

Sie nahmen uns gegenüber eine achtungsvolle, mit Ironie verbrämte Haltung ein. Wir erklärten ihnen unsere Aufgabe und sie sagten natürlich sofort, keiner sei anwesend, der über diese bestimmte Tätigkeit etwas wisse, und der einzige, der darüber Bescheid wisse, sei zu ihrem Bedauern vor sechs Wochen gestorben. Wie bedauerlich das doch sei! Ein weiterer Experte wohne weit draußen vor der Stadt, ein dritter befände sich in Mitteldeutschland usw. Unser Chef, der die Deutschen durchweg mit Würde und Geschick behandelte, sagte, das sei aber schade, denn dann müßten wir die Safes in sämtlichen Büros der Herren Direktoren sprengen. Auf einmal begann wenigstens einer der „Chentlemen“! - wie sie sich ständig selbst nannten - sich an ein paar Einzelheiten zu erinnern und sagte, er werde zweifellos irgendwelche Unterlagen finden, wenn er an seinen Safe dürfe. Ich wurde abkommandiert, den Herrn Direktor zu begleiten, und wir begaben uns zu seinem Büro. Als er sah, in welchem Zustand es sich befand, bemerkte er, er könne kaum glauben, daß Amerikaner so etwas getan hätten, das sähe eher nach Russen aus. Ich erwiderte, daß mich seine Ansichten nicht interessierten und daß ich gerne die Unterlagen hätte, die wir holen wollten. Er öffnete seinen Safe und nahm erst einmal Weinflaschen, Familiensilber, Schmuckkästchen und verschiedene andere Sachen heraus, die er in eine kleine Tasche stopfte. Als er nach einiger Zeit mit dem Packen fertig war, wollte er in aller Ruhe den Raum verlassen. Ich erinnerte ihn daran, daß wir Unterlagen holen wollten. Er sagte: „Unterlagen? Ach ja, Unterlagen. Ich glaube nicht, daß sie hier sind, aber vielleicht sind sie in meinem Schreibtisch.“ Dieser war natürlich in tausend Teile zerschlagen und die Unterlagen, die vielleicht darin gewesen waren, flogen wahrscheinlich gerade aus dem Fenster. Ich sagte, daß wir dableiben müßten, bis die Unterlagen gefunden seien, und dann machte er sich daran, sie aus einem Ordner im Regal zu nehmen. Anschließend sagte er, er wolle mir seine Familienpapiere zeigen, da er nicht später beschuldigt werden wolle, Dokumente entfernt zu haben, die wir alle anscheinend so sehr wünschten. Dann begann er, unter meiner Nase mit der Auszeichnung für den Erhalt des Eisernen Kreuzes im Kampf gegen die Russen herumzuwedeln. Er bemerkte, er habe das Eisene Kreuz zweimal in diesem Krieg und einmal im letzten erhalten - und ausgerechnet im Kampf gegen die Amerikaner.

Unser Chef setzte ordnungsgemäß die Befragung fort und allmählich machten wir die „Chentlemen“ etwas müde; in einem Punkt waren sie sich jedoch alle einig und der war, daß sie uns ohne die Erlaubnis des Vorsitzenden der IGF keine vollständige Information geben dürften; der wohne weit draußen auf dem Lande, genauer gesagt, in unmittelbarer Nähe des deutschen Widerstandsnestes bei Oberursel. Der Chef sagte sofort, wir würden ihn abholen und bestand darauf, daß der ranghöchste anwesende Direktor uns begleiten solle. Dieser schien gar nicht erfreut über diese Aussicht, da er aber keine Wahl hatte, bestieg er den Jeep und wir machten uns auf in die Berge. Wo wir hinfuhren, gab es immer noch heftige Artillerie- und Panzer-Gefechte, aber wir erreichten Oberursel, nachdem wir mehrere Kampfgebiete durchquert hatten, wobei uns auf der ganzen Strecke unerschütterliche MPs den Weg wiesen.

Der Direktor bezeichnete das, worin der Vorsitzende der IG-Farben, Herr von Schnitzler, wohnte, als dessen „Bauernhof“. Es war ein ziemlich geräumiges, am Hang gelegenes Herrenhaus, das von einem großen, modernen landwirtschaftlichen Betrieb umgeben war: Landwirtschaft nach Gutsherrenart. Alle Tore waren mit Vorhängeschlössern versehen.

Der Direktor rief einen Bauern herbei, der zum Tor kam und sagte, er würde jemand anders holen. Ein sehr steifer weißhaariger „Chentlemen“ kam an das Tor, stellte sich als von Schnitzlers Verwalter vor und fragte, was unser Anliegen sei. Der Chef erwiderte, wir seien gekommen, um mit Herrn von Schnitzler zu sprechen, nicht mit seinem Verwalter, und forderte, sofort eingelassen zu werden. Ziemlich widerwillig öffnete der Verwalter, der eher aussah wie ein Wachoffizier, das Schloß und führte uns den Pfad zum Herrenhaus hinauf. Ein Butler öffnete die Tür und wir wurden in einen Salon geleitet, in dem mehrere Renoirs, Cezannes und Utrillos hingen und in dem eine Bücherei mit schön gebundenen Büchern stand, davon viele in englischer und französischer Sprache.

Wir saßen etwa zwanzig Minuten ziemlich steif herum, bis Herr von Schnitzler zu kommen geruhte. Schließlich schlenderte er in den Raum mit seinen frisch polierten Oxfordschuhen und in seinem sorgfältig gepflegten Golfanzug, ganz das Bild eines englischen Landedelmannes. Er war etwa 60 Jahre alt und bemühte sich offenbar, sich so entspannt zu geben, daß wir uns wie zu Hause fühlen konnten. Gleich zu Beginn bemerkte er, wie froh er doch sei, die alte Freundschaft mit Lord X und Y in England, den Duponts in Wilmington und auch „Jack Morgan“ wieder aufnehmen zu können. Er sagte, sie alle seien ja so gute Freunde und in den letzten Jahren habe er die Trennung von ihnen als sehr schmerzhaft empfunden. Er sagte: „Die IG-Farben war ja eines der größten Unternehmen in der Welt und ich habe überallhin Verbindungen; es war eine äußerst unglückliche Situation, eingeschlossen und so von all meinen netten Freunden in der ganzen Welt abgeschnitten zu sein.“

Bei dieser Bemerkung ließ es der Chef genug sein und wies darauf hin, daß wir nicht gekommen seien, mit ihm den Tag zu verbringen, sondern um ganz bestimmte Informationen zu erhalten. Auf die genauen Fragen des Chefs antwortete von Schnitzler, sein Unternehmen sei so groß, daß er solche Details nicht wissen könne; er selbst befasse sich nur mit den allgemeinen Vorgängen und für eine so spezielle Information müßten wir uns an einen Angestellten wenden, der nach Hannover gegangen sei (damals noch in deutscher Hand). Ein anderer sei in Heidelberg. Und er wie-

derholte die Geschichte, daß der wichtigste Experte zu seinem großen Bedauern erst vor sechs Wochen gestorben sei. Ihm falle jedoch gerade ein kleiner Angestellter ein, der uns vielleicht helfen könne und er nannte uns dessen Namen. Der Chef schlug vor, er solle mit uns nach Frankfurt kommen und seine Direktoren anweisen, bei den kommenden Verhören kooperativ zu sein. Von Schnitzler sagte, erbedauere es sehr, aber er habe schon mehrere Termine für diesen Tag (ein Freitag); er habe aber vor, Dienstag in die Stadt zu kommen und er habe bereits den befehlshabenden amerikanischen Oberst in Frankfurt (den Militärregierungs-offizier) informiert, er werde an diesem Tag zur Verfügung stehen — die Amerikaner machten es allerdings sehr schwierig, da sie auf Passierscheinen bestünden. Er vermutete, daß er einen Passagierschein haben müsse und schlug vor, wir sollten ihm einen besorgen und vielleicht könnten wir ihm einen Wagen schicken.

Ich möchte an dieser Stelle hinzufügen, daß der Chef am nächsten Morgen, als Herr von Schnitzler in der Stadt gebraucht wurde, einen Mannschaftsgrad in einem Jeep schickte und die Anweisung gab, Herrn von Schnitzler fünf Minuten Zeit zu lassen, in die Stadt zu kommen; falls er versuche, den Soldaten abzuwimmeln, solle dieser seine Waffe ziehen und ihn herbeibringen. Er kam ohne Widerrede, aber offensichtlich geknickt und wurde vom Chef in seinem (von Schnitzlers) Büro bei der IGF empfangen, der Chef an seinem Platz.

Dann verließen wir die IG-Farben und begaben uns zu unseren anderen Zielen: die Goering Werke, die Metallgesellschaft und die Lurgi-Chemie Werke.<sup>5</sup> Ich erwähne diese vier Ziele ausdrücklich - es gab viele kleinere, die ich übergehen werde — weil sie so einprägsam verschiedene Denkweisen der Deutschen illustrieren. Bei den Goering-Werken trafen wir am Fabrikator auf uniformierte Werkspolizei, die sich zuerst weigerte, uns einzulassen. Erst als wir die Pistole zogen, öffneten sie widerwillig das Tor. Kaum waren wir jedoch mit dem Jeep in den Fabrikhof gefahren, als ein kurzgeratener, tobender Wichtigtuer auf uns zukam, der sagte, er sei der Anwalt der Firma und wolle wissen, weshalb wir gekommen seien. Der Chef sagte, wir hätten nichts mit ihm zu tun: Wir wollten den Leiter der Firma sehen. Der Anwalt wollte mit uns diskutieren und sagte, er vertrete die Firma in allen Geschäftsangelegenheiten; dann nahm er ein Notizbuch heraus und fragte den Chef nach seinem Namen, da er vollständige Unterlagen haben müsse, falls irgendwo ein Schaden entstehe! Der Chef lehnte natürlich ab, schob den protestierenden „Chentlemen“ beiseite, ging ins Büro, setzte sich an den Kopf des Tisches und verlangte, daß sofort der General-Direktor geholt werde.

Dieser kam; es war der Graf von Pless, ein preussischer Adeliger von distinguiertem Aussehen, der offen heraus sagte, daß wir in den Fabrikanlagen nichts finden würden, da er alle Unterlagen verbrannt habe; außerdem würden weder er noch - auf seinen Befehl hin - ein Mitglied der Geschäftsführung reden. Wir müßten uns an den Anwalt wenden. Daraufhin forderte der Chef, sofort zum Büro des Direktors gebracht zu werden, um dort den Safe zu öffnen. Pless führte uns in sein Büro und öffnete den Safe, der völlig leer war. Andere von uns untersuchten weitere Räume, aber die waren auch leer. Es gab keine Spur irgendwelcher Unterlagen, obwohl wir sehr sorgfältig danach fahndeten. Schließlich fanden wir durch Zufall eine Nazi-Uni-

---

<sup>5</sup> Im Kommentar von Redecker (Anm. 1) wird darauf hingewiesen, daß es Göring-Werke in Frankfurt nicht gebe, es könnten die Opel-Werke gemeint sein, die unter Aufsicht der Göring-Werke arbeiteten.

form und Bilder von Pless bei mehreren offiziellen Veranstaltungen, eins davon mit Streicher, das wir dem CIC übergaben.

Danach fuhren wir zur Metallgesellschaft, wo die Direktoren sich versammelt hatten, uns begrüßten und sagten, daß sie annähmen, wir seien gekommen, um ihnen zu helfen, den Betrieb sofort wieder aufzunehmen, daß sie über beträchtliche Vorräte verfügten und daß sie zweifellos den Amerikanern helfen könnten, indem sie mehrere Aufträge übernähmen. Wir wiesen darauf hin, daß das nicht unsere Angelegenheit sei, was sie sehr betrübte. Als wir nach den Akten fragten, gaben sie uns sofort die - nach ihrer Meinung - entsprechenden Unterlagen heraus und halfen uns sogar, sie zum Wagen zu tragen.

Bei Lurgi erlebten wir die vierte Empfangsvariante. Dort wurden wir von einer Gruppe hochqualifizierter Ingenieure empfangen, die sagten, sie würden mit uns zusammenarbeiten, da sie einsähen, daß sie geschlagen seien und daß Deutschland beim Wiederaufbau ganz von vorne anfangen müsse. Sie sagten, daß ihre Anlagen intakt seien (tatsächlich waren all diese Fabriken intakt: Wir sahen nicht ein Werk, das schwer beschädigt war), daß sie auf Befehle der amerikanischen Militärregierung warteten und daß sie ihren Betrieb durch einen Notdienst einsatzfähig hielten. Bereitwillig machten sie uns ihre Unterlagen zugänglich, bewahrten dabei aber Distanz. Oetken, der leitende Ingenieur, gab uns zu unserem Thema unschätzbare Informationen und erklärte sehr detailliert, was seine Firma auf diesem Gebiet getan hatte. Damit war unser erster Tag zu Ende.

An dieser Stelle sind ein paar Worte zu den Bedingungen in Frankfurt angebracht. Es ist zu 80% bis 90% zerstört, eine Toten-Stadt. Nach der Ausgangssperre um 19 Uhr schallen die Stiefel der GIs wie Schritte in einer Gruft. Man hörte keine Hunde bellen und keinen Laut von anderen Tieren. Die Leute, die im Stadtgebiet bleiben, verkriechen sich in die Keller, haben vielleicht nur das Wasser, was sie in Kübeln von einer zentralen Zisterne holen, und haben kein Licht, ganz zu schweigen von anderen Einrichtungen, die ihre Lage erleichtern könnten. Wir waren in den Überresten eines Hotels untergebracht; ein paar Räume waren notdürftig zurechtgezimmert worden und der Besitzer des Hotels stellte jedem von uns einen kleinen Kübel mit Wasser zur Verfügung. Andere Einrichtungen gab es nicht und die GIs hatten in der ehemaligen Grünanlage vor dem Eingang provisorisch eine Grube gegraben. Die Einheimischen erledigten dieses Geschäft offenbar wie die Tiere, d.h. sie erledigten es irgendwo in den Trümmern und deckten nachher alles zu.

Das trifft natürlich nur auf die Armen zu. Die Reichen leben von all dem ziemlich unberührt in den Vororten oder den umliegenden Städten wie Bad Homburg oder Ursel; sie wohnen dort mit Dienern und haben fast allen Luxus. Ich weiß das, weil ich mehrere Direktoren und Techniker aus ihren Häusern abgeholt und die Gelegenheit wahrgenommen habe, mir die Häuser sehr gründlich anzusehen. Außerdem hatte die Bourgeoisie anscheinend reichlich zu essen, frisches Gemüse, Eier und Milch, ausreichend Eingemachtes und Konserven aller Art. Die in den Städten zurückgebliebenen Armen stehen fast den ganzen Tag an, um das bißchen zu erhalten, was sie überhaupt bekommen konnten. Wir ernährten uns die ganze Zeit von „K“-Rationen, erhielten zusätzlich nur etwas heißen Kaffee, den es zu jeder Zeit im CP der „T“-Forces gab.<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Mit K-Ration ist die „Eiseme Ration“ gemeint; die Abkürzung CP steht für „Command Post“.

In der Zwischenzeit war die Lage dadurch noch schwieriger geworden, daß sich buchstäblich mehrere tausend Flüchtlinge wie Ameisen über die Stadt ergossen und alles, dessen sie habhaft werden konnten, mitnahmen: Möbel, Kleidung, Nahrungsmittel und Schuhe. Gelegentlich gab es Unruhen und am Samstagnachmittag mußte die Militärregierung eingreifen und den Befehl geben, die Flüchtlinge sollten sich beim Gebäude der IGF sammeln. Am Samstagabend waren es fast 2000 Männer, Frauen und Kinder aller Nationalitäten, die auf dem Gelände der IGF einen großen Lärm machten, dort campierten und das Schwimmbecken zu allen möglichen Zwecken benutzten, zum Waschen, zum Trinken und zu Schlimmerem. Bei Anbruch der Dunkelheit konnte man den ekelregenden Gestank des Beckens mehrere Häuserblocks weit riechen. Ein amerikanischer Feldwebel und mehrere Soldaten versuchten, mit der Menge fertig zu werden und sie haben ganze Arbeit geleistet. Der Feldwebel bewaffnete sich mit einem alten Florett und jedesmal, wenn sich einer seinen Befehlen widersetzte, gab er ihm einen klatschen Schlag. Das tat offensichtlich seine Wirkung und war zumindest eine Sprache, die die meisten verstanden. Später begann ein Hauptmann (Hinman, glaube ich) die einzelnen Nationalitäten, die sich bekämpften, voneinander zu trennen: Franzosen von Italienern, Russen von Polen, Griechen von Serben. Jeder Nationalität wies er eine eigene Etage zu, ernannte Führer und Polizisten und langsam schälten sich die einzelnen Gruppen heraus, aber sie hatten nichts zu essen und niemand wußte, wo man etwas bekommen konnte. Da übernahmen die Deutschen die Sache. Sie organisierten eine Kantine für die Flüchtlinge und mit ihrer Polizei, die Armbinden der Militärregierung trug, begannen sie, auch unter den Flüchtlingen Disziplin zu schaffen. Alle schienen sich damit abzufinden, nur die Franzosen protestierten dagegen, von den Deutschen herumkommandiert zu werden, akzeptierten die Disziplin aber dennoch, da es dafür etwas zu essen gab. Den ganzen Samstag und Sonntag schälten die Frauen und Töchter von Angestellten der IGF Kartoffeln, gaben Suppe aus und versuchten, die Flüchtlinge in ihrer Kantine so gut es ging zufriedenzustellen.

Immer noch strömten Flüchtlinge herbei, Hunderte und Aberhunderte, und ihre Zahl wuchs und wuchs; andere zogen in Gruppen in die Stadt, um noch etwas zu plündern, bis sie schließlich von der deutschen Polizei auf das Gelände der IGF zurückgebracht wurden und den Befehl erhielten, dort zu bleiben.

Was die deutsche Polizei betrifft: Als wir am Montag zur IGF kamen, fanden wir alle Direktoren im Besitz von Armbinden der Militärregierung und sie teilten uns mit, wir müßten das Fabrikgelände verlassen, da sie mit der Militärregierung vereinbart hätten, den Betrieb wieder zu übernehmen; sie könnten die Unterlagen usw. nur zeigen, wenn sie ihre Büros aufgeräumt hätten und wieder in der Lage seien, Geschäftsangelegenheiten auf dem angemessenen Weg zu bearbeiten. Einer von ihnen packte den Chef sogar am Arm und wollte ihn wohl hinauswerfen. Der Chef zog seine Pistole und sagte ihm, er solle seine Finger von einem amerikanischen Offizier lassen; anschließend hatten wir keinen Ärger mehr, wären wir jedoch später dorthin zurückgekehrt, hätten wir vielleicht bei der IGF eine Besucherkarte beantragen müssen.

Wir verließen Frankfurt und rückten auf den Fersen der kämpfenden Truppen in Mannheim ein; dort fanden wir in den Stahlwerken eine ähnliche Situation vor wie schon in Frankfurt: Unterlagen vernichtet, Direktoren arrogant, Fabrikanlagen unversehrt, obwohl die Stadt praktisch aufgehört hatte zu bestehen.

Ganz im Gegensatz dazu sind Bad Nauheim und viele der kleineren Kurorte dazwischen unberührt; sie bildeten offensichtlich die Zuflucht der deutschen Großbourgeoisie. Die Läden wurden von der deutschen Polizei bewacht und schienen alles in großer Menge vorrätig zu haben. Die Zivilbevölkerung beiderlei Geschlechts war besser gekleidet, als ich es irgendwo sonst in Europa gesehen habe, und sie schien Reichtum und Gesundheit auszustrahlen und mit den Schrecken des Krieges nicht in Berührung gekommen zu sein. Sie hatten offensichtlich angenommen, sie würden mit den Amerikanern gut auskommen und waren geneigt, mit strahlendem Gesicht auf uns zuzukommen oder den Hut zu ziehen, und sie waren ganz bekümmert, wenn sie auf Ablehnung trafen.

Überall auf dem Lande zogen deutsche Truppen - einfache Soldaten ebenso wie Offiziere - in dieser Zeit ziemlich frei umher und warteten offensichtlich ziellos darauf, daß etwas geschehen solle. Unsere Leute nahmen sie nach und nach fest und hatten dabei nur mit der SS Mühe, die verschiedentlich noch Terroranschläge unternahm: durch Heckenschützen, Mord, Hinterhalt und selbst mit organisiertem Widerstand. Häufig konnte man nacheinander eine Gruppe geflohener französischer Gefangener die Straße entlangkommen sehen, die ihre Flagge wehen ließen und französische Lieder sangen, dann einen Trupp Russen, der schwerfällig einhermarschierte, und schließlich eine Gruppe deutscher Soldaten, die in Richtung Frankfurt dahertroteten. Die Abteilung für Zivilangelegenheiten, die bemitleidenswert wenig Personal hatte, schuf aus diesem Chaos eine gewisse Ordnung. Sie hielt sich dabei jedoch nicht an die festgesetzten Regeln, sondern mußte improvisieren. Sie mußte weitgehend auf deutsche Beamte und Polizisten zurückgreifen und hatte die Barrikaden wegräumen lassen, die Waffen eingesammelt, deutsche Soldaten festgesetzt, Flüchtlinge zum IGF-Gelände weitergeleitet, Vorratzzentren und Wasserausgabestellen errichtet und schließlich einen Stadtrat benannt. Letzteres gelang in Frankfurt nur mit Mühe, denn am Montag, als die Abteilung für Zivilangelegenheiten sich damit befassen wollte, hatte die Nachricht von der Existenz des Werwolfs die Runde gemacht, eine Art Ku Klux Klan, der von den Nazis organisiert und groß angekündigt worden war. Durch Mundpropaganda wurden alle ehrenwerten Bürger davor gewarnt, Mitglied des Stadtrates zu werden, weil sie dann ermordet würden, so daß der am Sonntag ausgewählte Rat am Montag bereits verschwunden war; schließlich waren nur einige katholische und protestantische Kirchenleute, sowie ein zitternder Jude - mit einigem Widerwillen - bereit, Mitglied zu werden. Insgesamt gewann ich den Eindruck, daß die deutschen Führer dazu übergegangen sind, sich mit den Notwendigkeiten zu arrangieren, - das allerdings nur in begrenztem Umfang. In der Zwischenzeit klopfen sie uns auf schwache Stellen ab, stellen uns bei jeder Gelegenheit auf die Probe, versuchen herauszufinden, ob wir es ernst meinen, wenn wir auf den Tisch hauen, und leisten Widerstand, so weit sie es wagen. Sie sagen fast offen, wir selbst würden mit der Situation nicht fertig werden und müßten uns letzten Endes wieder an sie wenden. Sie vertrauen darauf, daß wir so viele Fehler machen, daß es unausweichlich sein wird, daß sie wieder die Führung übernehmen. Solange wollen sie abwarten und zusehen, wie wir alles verpatzen. Außerdem spielen sie die „rote“ Gefahr aus, soweit sie sich gerade trauen. Sobald man sich nur ein bißchen zugänglich gibt - bzw. wenn sie glauben, Anzeichen dafür zu sehen - sagen sie uns immer wieder: „Wir sind so froh, daß ihr hier seid und nicht die Russen“, und in einigen Fällen haben sie tatsächlich behauptet, die Wehrmacht habe sich zurückgezogen, damit wir soviel von Westdeutschland vor den Russen retteten, wie eben zu retten war.

Solchen Berichten wurde allgemein geglaubt. Es gab noch viele andere, und alles deutete darauf hin, daß die Nazipropaganda noch auf Hochtouren lief und Gerüchte unter einer Bevölkerung verbreitete, die ohnehin verdrehte Ansichten hatte, nachdem Goebbels jahrelang die Grundlage geschaffen hatte. Die Direktoren, z. B. die ich in meinem Jeep aus den Vorstädten abholte, brannten darauf, mir zu sagen, das deutsche Volk sei das Opfer einer weltweiten Verschwörung gewesen, die beabsichtigt habe, dieses wunderschöne Land unbekanntem Mächten auszuliefern; Deutschland habe einen Verteidigungskrieg geführt; hätten die Alliierten Waffen statt Bomben auf sie abgeworfen, wären sie mit den „wenigen revolutionären Kräften“ in ihrem Land, die nicht nur 1% betragen hätten und „aus der Hand“ geraten seien, alleine fertig geworden. Der alliierte „Bombenterror“ habe das deutsche Volk geeinigt, keinen militärischen Nutzen gehabt und sei ein schwerer Fehler gewesen; sie seien die wahren Verteidiger der westlichen Zivilisation gegen „die asiatischen Horden“ usw. Auf diesem fruchtbaren Boden säte Goebbels sein Phantasiegebilde vom „Werwolf“, das in kürzester Zeit von Mund zu Mund eilte, Furcht verbreitete und das Selbstvertrauen der wenigen Personen erschütterte, die anfänglich geneigt waren, mit uns zusammenzuarbeiten.

Kurz gesagt, im Land herrschte Chaos und unter den Leuten Hysterie, die sich schnell zu einer Trotzhaltung und dem Gefühl ausweitete, ungerecht behandelt zu werden, und nicht von der geringsten Spur eines Schuldgefühls getrübt wurde. Die meisten dieser Männer mit hohem und in manchen Fällen höchstem Ansehen in der Gesellschaft waren bereit zuzugeben, daß Deutschland den Krieg verloren habe, beeilten sich aber hinzuzufügen, der Grund hierfür sei die Übermacht der Alliierten an Macht und Material gewesen; sie fugten dann sogleich hinzu, sie würden sich in der Zukunft Mühe geben, das auszugleichen. Der Gesamteindruck war, kurz gesagt, beunruhigend. Soweit ich feststellen konnte, war die Einstellung des durchschnittlichen Managers von Selbstmitleid, kriecherischer Rechtfertigung und einem gekränkten Unschuldgefühl geprägt, das mit einem Jammern um Mitleid und um Hilfe beim Aufbau seines zerstörten Landes verbunden war. Viele von ihnen, wenn nicht die meisten, erwarten zuversichtlich, das amerikanische Kapital werde sich unverzüglich bei der Aufbauarbeit engagieren, und sie erklärten sich bereit, ihre Arbeitskraft und ihren Verstand in den Dienst dieser vorübergehenden Herren zu stellen; davon erhoffen sie sich unverhohlen, Deutschland mächtiger und größer wiederaufzubauen, als es in der Vergangenheit war. Sie waren ohne Ausnahme über ihre Lage und ihre künftigen Aussichten äußerst beunruhigt. Dafür, was ihr Land in seine bejammernswerte Lage gebracht hatte und wer dafür verantwortlich war, interessierten sie sich kaum, genauer gesagt gar nicht. Der „Herrenklub“ der Wirtschaftsleute war offensichtlich fest entschlossen, möglichst schnell und mit allen Mitteln die Kontrolle zurückzugewinnen und er war offensichtlich davon überzeugt, daß er dieses Ziel auf Grund der sprichwörtlichen Gutmütigkeit, Menschenfreundlichkeit und Gefühlsduselei der Amerikaner erreichen könne. Die Führer der Wirtschaft geben offen zu, daß das eroberte Deutschland im Augenblick ein politisches und wirtschaftliches Vakuum ist und sie seien am ehesten in der Lage, es wieder zu füllen - und nicht die umherstreunenden, verlumpten und verwirrten kleinen Leute, die in den Geisterstädten ihrer unter Trümmern begrabenen Welt umherirren.